

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 23.

Mittwoch, 28. Januar.

1931.

Die Puppe Virginia / Roman von Ery S. Gulden

(15. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Bald darauf war er wieder unvorsichtig, wenn auch in aller Ahnungslosigkeit.

„Sieh mal einer an, der Rouff“, sagte er und beugte sich zu einem prachtvollen Kranz in der Halle. „Sehr anständig von ihm.“

„Nun siehst du.“

„Was?“

„Dah er mich nicht vergessen kann“, sagte Virginia, indem sie versuchte, tragisch auszusehen.

„Die Blumen sind doch nicht für dich.“

„Vah wenigstens deine Gemeinheiten in einem Trauerhause“, gab Virginia wütend zurück.

Ferry hatte große Lust, den toten Vinker zu beneiden.

Frau Fanny Kerthoven verwandte alle Mühe darauf, um ihren Sohn zu überzeugen, daß es unklug sei, in das riesige Haus des Verstorbenen zu ziehen. Ferry war es gleichgültig, wo er wohnte. Ihm persönlich war ein Hotel der liebste und zweckmäßigste Aufenthalt.

Seine Mutter hatte vielleicht auch hier recht. Der große Kasten war nicht billig zu unterhalten. Virginia hatte wenig Ahnung. Sie würde bald allerlei Feste geben wollen, Neuanfassungen machen und so weiter.

„Wenn du das nicht verhinderst, bist du der Dumme wie immer“, sagte Fanny, „du hast doch auch ein Wort mitzureden. Das Geld, was dann vertan wird, geht dir verloren.“

„Du bist nicht nur klug, sondern auch uneigennützig.“

„Wo kämen wir hin, wenn ich so dächte wie du!“, klagte Frau Kerthoven.

Ferry seinerseits stellte nun Virginia alle Nachteile der viel zu großen Wohnung in kraffen Worten dar.

„Unfug“, erklärte sie, „was sollen die Leute sagen, wenn wir verkaufen. Sie denken, wir können es nicht haben.“

Dabei blieb es, und die Übersiedlung ging bald vonstatten. Nun wohnte Virginia wieder in Thomas Rouffs nächster Nähe. Von da an begegnete sie ihm oft. Allerdings, soviel Virginia auch daran lag, Thomas schien sie nie zu sehen. Meist sah er am Steuer seines Wagens. Sein schöner blonder Kopf mit dem geraden Profil war leicht vorgeneigt, und er gab nicht mehr acht wie damals, wo er glücklich war, wenn er sie auch nur von weitem erspähte. Damals —

Es war sonderbar, aber Virginia mußte neuerdings oft daran denken. Sie hatte sich nie mit dem Gedanken beschäftigt, ob Rouff an dem Verrat gelitten habe. Es war ihr auch heute noch gleichgültig. Aber sie kokettierte mit dem Wunsch, ihn wieder zu sehen, ihn mit ihrem Anblick aus der Fassung zu bringen und aufs neue zu spüren, welche Macht sie auf ihn ausübte.

Im Laufe der Zeit war ihr auch wohl klar geworden, daß Rouff besser gewesen wäre als Kerthoven. Ferry! Was das schon war! Er verbrauchte ihr schönes Geld und betrog sie. Ja, er betrog sie, dessen war sie sicher. Überhaupt, wenn man es so überlegte, war sie nicht eine bemitleidenswerte Frau?

Jetzt hatte sie niemanden mehr, auch Papa, der doch wenigstens geholfen hatte, wenn es darauf ankam, war nun fort. Die Freunde hielten sich, da es in der Trauerzeit keine Einladungen gab, zurück. Kurz, sie war allein. Bis das Mitleid mit sich selbst sie überwältigte, da weinte sie ehrlich drauf los, und links und rechts liefen zwei Taschentücher über ihr rosiges Gesicht.

„Wenn du mich weiter so vernachlässigst, dann kannst du dir eine Dummere aussuchen, und ich gehe meiner Wege“, verkündete die Dame Florence ihrem Freund.

„Was kostet das?“

Ferry griff die Möglichkeit hoffnungsvoll auf.

Er hatte sich geirrt.

„Das könnte dir so passen, mich einfach fortzuschicken, nachdem ich meine Zeit mit dir verschwendet habe. Wo ich zehn Männer —“

„Hundert.“

„— zehn Männer bekommen konnte, die alles für mich getan hätten. Die mich heiraten wollten und die hundertmal —“

„Tausendmal.“

„— mehr wert waren als du. Damit du's weißt! Und nun bekomme ich einen Tritt. Mit Geld willst du mich abfinden. Mit schmutzigem Geld —“

Es muß leider von Ferry Kerthoven gesagt werden, daß er da stand, mit beiden Händen in den Hosentaschen und laut lachte.

„Vah nur. Das Lachen wird dir schon vergehen. Eins sage ich dir, ich gehe zu deiner Frau, zu deiner armen, betrogenen Frau und erzähle ihr alles. Dann wirst du Grund zum Lachen haben und Zeit, denn die schmeißt dich raus. Glatt raus.“

Ferry machte einen Schritt vorwärts.

„Wenn du nicht sofort aufhörst, passiert dir etwas!“

„Das fehlt noch. Sieh an einer wehrlosen Frau vergreifen — du — du —“

Die Stimme verlagte ihr. Es war auch gut so. Ferry stand mit rotem Gesicht vor ihr.

„Kein Wort mehr, verstanden? Komm erst mal wieder zur Vernunft!“

Florence beruhigte sich merkwürdig schnell wieder. Sie zog ihre Puderdose und brachte vor dem winzigen Spiegelschen ihre Züge wieder in Ordnung.

„Du bist mir doch nicht böse?“

Ferry zupfte an seiner Jacke, seiner Krawatte, an seiner Weste. Seine ganze Kleidung schien durch den beiderseitigen Temperamentsausbruch aus der Fassung gekommen zu sein.

„Ich? Böse? Aber liebes Kind, wie käme ich dazu?“

In Thomas Rouffs Garten blühten die Dahlien. Herbe helle Lust stand über den Blumenwundern. Ruhig, abgeklärt, die Zeit ungestümen Werdens war vorbei.

Thomas' Leben ging sehr regelmäßig und still dahin. Er fuhr zum Werk und wieder nach Hause. Manchmal sah er Frau Donovan. Sie schien schweigsamer,

zurückhaltender geworden. Thomas hätte gern gefragt, wie es mit Julian stände, aber er hatte lächerliche Hemmungen bei allen Dingen, die Gilda und ihn betrafen.

Gilda — und — ihn.

Dieser Zusammenhang beschäftigte ihn oft, ja, eigentlich fortwährend auf irgendeine Weise. Gab es denn überhaupt einen? Oft schien es Thomas, als könne er das von ganzem Herzen bejahen. Er hätte aus dem Hause laufen mögen und zu Gilda sagen:

„Hier bin ich. Ich gehöre dir, ganz dir. Ich bin glücklich.“

Aber wie hätte er das tun können? Wie konnte sie das glauben! Wie wäre das möglich gewesen, ihr einzugesiehen, daß alles vorher ein unerklärlicher, beschämender Irrtum gewesen war.

Nein, es ging nicht.

Wenn sie ihm damals nicht so offensichtlich aus dem Wege gegangen wäre —

Und da hatte er sich die Blöße gegeben, ihr nachzufahren. Sah das nicht wie Spionage aus? Und wiederum hatte sie sich gesreut, hatte ihn aufgefordert, zu bleiben.

Mein Gott, was für seelische Konflikte ergaben sich da. Wenn er doch einfach sagen könnte: „Geliebte, liebste Frau!“ — und alles wäre in Ordnung.

Thomas sah am Flügel, und Pepper lief unruhig durch die Zimmer, denn er schätzte Musik nicht. Wie konnte man sich vor einen großen Kasten setzen und schauerhaften Lärm machen, statt draußen auf dem Rasen nach Amseln zu jagen oder Vorübergehende anzulassen?

Romische Ansichten hatten die Menschen.

Pepper streckte sich aus und begann den Teppich anzulauen. Er war bald so mit Eifer dabei, daß er sogar das Klingeln überhörte, ein Ereignis, das bei hundertfacher Wiederholung noch nichts von seinem aufregenden Reiz eingebüßt hatte.

Der Diener Alexander schnippte ein unsichtbares Stäubchen von seiner dunklen Jacke. Ohne Überlegung öffnete er die Tür.

Der laue Sonnenschein des Herbstnachmittags drängte breit in die Halle und setzte überall festliche Lichter auf.

Auf der Schwelle stand Frau Virginia Kerdhoven. Sie war in tiefer Trauer. Die gelben Locken schimmerten unter einem Halbschleier. Alexander, der etwas aus der Fassung geraten war, hatte noch den Eindruck von vielen geschliffenen Zeitsteinen, die Ohren und Hals verzieren, bevor er den Mund öffnete, um zu sagen:

„Herr Rouff ist nicht zu Hause!“

Er kam jedoch nicht über das erste Wort hinaus, denn eine ganze Fülle rauschender Töne lief durch das stille Haus.

„Melden Sie mich Herrn Rouff“, sagte Virginia mit spitzem, rotem Munde und dem alten Ausdruck unbedingter Verachtung für den Diener Alexander.

Sie hielt ihm ein Kärtchen hin, auf dem zwischen breiten schwarzen Bändern zu lesen stand, daß es sich hier um Frau Virginia Kerdhoven, geborene Linker, handelte.

Es waren vielerlei Gefühle, mit denen Alexander die Karte entgegennahm und Frau Kerdhoven sah, näher zu kommen. Eines davon war tiefe Besorgnis, und sie prägte sich noch auf seinen Zügen aus, als er Herrn Rouff stören mußte.

Pepper ließ die nasse Wolle aus den Zähnen gleiten. Endlich war sein Herr zur Einsicht gekommen. Mit schiefem Kopf und erwartungsvoll geöffneter Schnauze sah Pepper zu Thomas auf. Doch dieser beachtete ihn nicht.

„So — so“, sagte Rouff, wie um Zeit zu gewinnen. Eine feine Röte überzog sein Gesicht. Er sah flüchtig zu Alexander hin. Der Diener hielt den Kopf gesenkt.

Thomas Rouff nahm eine korrekte Haltung an. Als spielte er eine Rolle auf der Bühne, sagte er: „Ich lasse bitten.“

(Schluß folgt.)

Das Geschenk des Kaisers.

Skizze von Paul Lindenberg.

Der Bote hatte, nach tiefer Verbeugung, leise die Tür geschlossen. Lizzie war allein. Das Kästchen, das der Diener der großen Juwelierfirma eben gebracht — mit dem Vermerk „Für persönlich abzugeben“ — stand auf dem kleinen Tisch am Fenster. Lizzie hatte mit einer leichten Handbewegung dem Überbringer angedeutet, das Etui dorthin zu legen. Nun war die harte Geduldsprobe zu Ende, mit schnellen Schritten wandte sich das schöne Mädchen dem Tisch zu, entfernte hastig die Umhüllung und öffnete den samtinen Behälter.

„Ah, wie schön, wie wunderschön!“ In den Sonnenstrahlen, die durch die Vorhänge huschten, glitzerten die Brillanten in blendender Farbenpracht. Es waren ersten große Steine, vielleicht zu groß für die kleinen rosigen Ohren — desto besser, dann würden sie umso mehr Reiz erregen!

Lizzie hatte den Schmutz angelegt und war vor den Spiegeln getreten. Sie wiegte sich in den schlanken Hüften, drehte das blonde Köpfchen. Wahrlich ein tadelloses Geschenk. Und nun entdeckte sie auch einen schmalen Umhängel, der ihr bisher entgangen war. Zwei Zeilen nur: „Nehmen Sie, teure Freundin, als kleine Erinnerung an unser flüchtiges Zusammenkommen mitfolgendes bescheidenes Andenken an. Auf Wiedersehen. A.“

Die Handschrift des Kaisers! Ein leichtes, zufriedenes Lächeln huschte über Lizzies Züge, sie nickte ihrem Spiegelbild zu, mit dem Ausdruck: Gut, gut, das ist der Anfang, der Kaiser scheint diesmal nicht den flüchtigen Schmetterling zu spielen. Nun, Lizzie, sei klug und laß ihn nicht so leicht entweichen!

Ihre Hoffnung ging in Erfüllung, der Kaiser erwies sich nicht als Schmetterling, er schien eine tiefere Neigung zu der jugendlichen Fremden, die ihr französisch mit englischen Worten so drollig zu mischen verstand und deren Adelsname, Gräfin Beauregard, zweifelhaften Herkommens war, gefast zu haben. Aber trotzdem sträubte er sich, ihre Bitte zu erfüllen, den Lieblingsswunsch, daß sie einem Fest in den Tuileries beizubohnen dürfe. Denn mit Recht fürchtete er die Eifersucht Madame Eugénies, der man gewiß schon, wie in früheren Fällen, allerhand zugetuschelt hatte. Schließlich fand sich ein Ausweg. Der Kaiser befahl die Veranstaltung eines Maskenballes und ordnete an, daß auch Lizzie eine Einladung erhielt. Sie erschien als Spanierin, das Köpfchen mit einem kostbaren Epigonal umhüllt, als Erkennungszeichen für den Herrn der Tuileries sein fürstliches Geschenk in den Ohren.

In der zweiten Morgenstunde flüsterte man sich zu, daß einer Dame ihre herrlichen Ohrringe gestohlen worden wären. Es handelte sich um die Gräfin Beauregard. Ein Domino hatte sich ihr genähert und sie aufmerksam gemacht, daß der eine Ring nur noch lose in dem zierlichen Ohrläppchen hänge, er hätte ihn dann befestigt und bei dem anderen nachgesehen, ob er gut sitze — das mußte der Spionabe gewesen sein.

Auch der Kaiser erfuhr von dem Gerücht. Er wußte sofort, um wen es sich handelte, und war bestrebt, nichts über den peinlichen Vorfall in die Öffentlichkeit dringen zu lassen. Noch in der gleichen Nacht wurde der Präsident der Sicherheitspolizei, namens Claude, aus dem Bett gejagt. Als die Gräfin den Ball verlassen wollte, fand sie im zarten Gewebe des Umhänges einen der Ohrringe hängen, der Dieb mußte ihn in seiner Hast verloren haben. Befuß weiterer Nachforschungen erhielt der Präsident das Kleinod, dessen Beschreibung in der üblichen Weise an die Juweliere verfaßt wurde.

Kaum war dies am nächsten Vormittag geschehen, da wurde Herrn Claude in seinem Arbeitszimmer ein Herr gemeldet: „Graf Beauregard“ der den Herrn Präsidenten unbedingt sprechen müsse. Der Angemeldete wurde vorgelassen, eine vornehme Erscheinung von tücherem, weltmännischem Benehmen. Er begrüßte den Allgewaltigen der Polizei und nahm ihm gegenüber in einem Sessel Platz. „Ich bin der Bruder der Gräfin Beauregard“, begann er; „in der verflochtenen Nacht hat man meiner Schwester einen Ohrring gestohlen, der ihr doppelt wertvoll ist — als Erinnerungsgabe und als Schmuckstück. Seine Majestät der Kaiser hat Ihnen den Auftrag gegeben, die nötigen Nachforschungen anzustellen.“

„Das ist richtig“, bestätigte der Chef.

„Nun denn, mein Herr“ sagte der Graf, „Ihre Nachforschungen sind glücklicherweise nicht mehr erforderlich. Vor einer Stunde erhielt meine Schwester ein Billet mit der Entschuldigung, daß es sich nur um einen — ich muß gestehen, recht schlechten — Maskenscherz gehandelt, um ihr einen kleinen Schreck einzulassen. Dem Brief lag der Ohrring bei, hier ist er.“ Er zog das Juwel aus der Tasche. „Wollen Sie mir nun freudig das Gegenstück geben? Ich bringe es meiner Schwester, die heute einem Diner bei der Lady Hamilton beizubohnen. Auch Seine Majestät wird erwartet. Meine Schwester möchte das Geschenk anlegen.“

Der Polizeichef übergab dem Grafen den Ohrring. Dann rieb er sich vergnügt die Hände: Dem Humme sei Dank, daß diese heikle Sache sich so rasch zum Guten gewendet. Sie hätte

ihm sonst noch viele Unannehmlichkeiten und sorgenvolle Stunden bereiten können.

Einige Tage vergingen. Da erhielt Herr Claude einen Brief der Gräfin Beauregard mit der Anfrage, ob man von dem Diebe noch nichts erforscht hätte. Voll böser Ahnungen eilte der Präfect zur Gräfin: „Ihr Herr Bruder hat ja den einen Ohrring, der mir ausgehändigt wurde, erhalten, er zeigte mir den anderen.“ „Aber ich habe ja gar keinen Bruder!“

„Was, der Graf Beauregard, der mich am Tage nach dem Balle aufsuchte, ist nicht Ihr Bruder?“

„Ich wiederhole Ihnen, ich habe keinen Bruder.“ „Dann, Gräfin, sind wir beide betrogen worden!“ Er sank stöhnend in den nächsten Sessel.

Wenige Wochen darauf erhielt Herr Claude eine weniger verantwortliche Stellung.

Jagd unter Palmen.

Von Walter von Nummel.

Nicht ungestraft wandelt, noch weniger ungestraft jagt man unter Palmen.

Wie eine Vorahnung dieser Wahrheit, wie das Omen eines aus unbewölkter Höhe niederschlagenden Donners, eines aus blauestem Südschimmel herabstürzenden Blühes traf mich ein heißer, aber insteter Strahl aus dem schönen, dunklen Auge einer hübschen, jedoch scheinbar etwas freitbaren Chamorrofrau, der Sennora Anna. Sie war die gestrenge Gattin des Allalben der Marianeninsel Saipan. Als sie nach fromm gehörter Sonntagsmesse in ihrem hellen duftigen Kleide und dem kostbaren Spitzenhute von Manila auf weißen Atlaschuhen mit huldvollem Nicken des Hauptes an mir vorüberfahren wollte, wagte ich es, sie anzusprechen und zu fragen, ob ihr Mann nicht dieser Tage mit mir nach der Insel Tinian hinüberfahren könne. Denn ihr Gatte, der Allalbe war der Jagdpächter dieses Landes.

Davon könne gar niemals die Rede sein, meinte sie mit spitzer Zunge. Ihr Mann habe weiß Gott, Besseres zu tun, Wichtigeres. An irgendwelche Jagdallotria sei zur Zeit nicht im Traume zu denken. Ich möchte nur allein fahren, ich könne schießen, soviel und was ich nur wolle.

Kurz brach sie das Gespräch ab und stolzierte auf den hohen Stöckeln ihrer Atlaschuhe dem heimischen Herde zu. Da war nichts zu wollen.

Aber schon am Nachmittage kam der Allalbe selbst zu mir. Er hatte durch jemand anderen von meinem Wunsche gehört. Der sonst etwas phlegmatische dreißigjährige Mann schien heute von einer gewissen freudigen Unruhe erfasst. Etwas Festliches und Erwartungsvolles strahlte von ihm aus. „Tinian!“ sagte er, „morgen um zwei Uhr in der Frühe fahren wir.“

„So mitten in der Nacht?“ „Gewiß, der Hise aus dem Wege zu gehen“, antwortete er und berichtete, von Leidenschaft durchglutet, noch lange von den jagdlichen Fertigkeiten Tinians.

Um zwei Uhr morgens stößt richtig unter von fünf nackten Karolinern mit dem Ruder vorwärts getriebenes Fahrzeug, ein altes, ausgebeutetes Walfischfängerboot, vom Ufer ab. Am Palmstrand Saipans steht Sennora Anna und überwacht, nicht sehr freundlichen Gesichtes, unsere Abreise. Vergnügt winkt der Allalbe der Gattin durch die Nacht einen Abschiedsgruß zu.

Kurz vor der Ausfahrt aus dem Riff tauchen aus der Dunkelheit die Umrisse eines Kanus auf. Schon hüpfen ein mit einer grünen Grasbüsche beladetes junges Karolinermädchen in unser Boot herüber, begrüßt erfreulich den Allalben, läßt sich mit ihm auf einer Matte im Vordertheile des Bootes nieder. Das Kanu aber verschwindet auflös, wie es gekommen, von einer anderen Karolinerin gesteuert, in der Richtung auf das Land zu. Unser eigenes Fahrzeug ist inzwischen dem Riffe nahe gekommen, springt mit hartem Anprall gegen die schwere Brandungswoge an, überklettert sie trotz ihrer glatten Steilheit, bahnt sich nun durch die langgezogene Dünung der hohen See kampfend den Weg.

Die Chamorros, die Ureinwohner der Marianen, werden bereits von Ritter Pigafetta, dem getreuen Begleiter des Magalhães, als verwegene und tühne Seefahrer geschildert. Unser armer Allalbe hat diese stolze Eigenschaft seiner Altvordern längst eingebüßt, ist schwer seelkrank, erwacht erst wieder zu Leben und Liebe, als wir mittags in Tinian landen. Mit seiner niedlichen Karolinerin bezieht er in dem kleinen Jägerdörfchen und seinen sieben Dächern eine freie Hütte unter hohen Kokospalmen, während mir ein zerfallendes Holzhäuschen zugewiesen wird.

Im Morgenrauschen des nächsten Tages breche ich mit sämtlichen männlichen Bewohnern Tinians einem halben Duzend Karolinern zum rühlichen Weidwerk auf. Der Allalbe läßt sich durch seinen Herrn Oberjägermeister, einem grimm dreinsehenden Walteufel als noch etwas unpflichtig, entschuldigend. Ein wüster unwegsamer Busch nimmt uns in seinem dornigen

stacheligen Rachen auf. In der schweren, schwülen Treibhausluft ist mein leichter Leinenanzug nach einer Viertelstunde ein nasser Lappen.

Etwas Schneeweißes, das durch das Dickicht segt, ein Wildochse. Keiner kommt zu Schuß. Ich auch später, den ganzen Tag über nicht. Nur den Karolinern glückt es noch, zwei Wildochsen zu erlegen.

Gegen Abend komme ich, von tausend Dornen zerkratzt, mit vielen Stacheln in der Haut, ein zweiter heiliger Sebastian müde ins Dörfchen zurück. Am Eingang begrüßt mich freundlich lächelnd der Allalbe mit seiner Freundin, der Karolinerin. Er ist bereits in die Gewohnheit seiner Ahnen, der alten Chamorros, zurückgefallen, hat seinen weißen Leinenanzug abgelegt und zeigt sich nunmehr in der Badehose.

Am kommenden Tage Wildschweinjagd. Eine unglaubliche Beute. Mit der Meute werden die Schwarzröde lebend gefangen. Der Allalbe fehlt, fehlt auch bei den späteren Ausflügen, bei der Jagd auf die Wildziegen, beim Laffieren der wilden Hunde, bei der Hahnen- und Wassergeflügeljagd.

„Einmal und nicht wieder!“ lacht der faule und bequeme Jagdpächter philosophisch auf jede Aufforderung, die ich an ihn richte, mitzugehen. Er treibt sich weiterhin in seiner Badehose am flachen Strande oder irgendwo in der Nähe der Ansiedlung im schattigen Walde umher.

Eine Woche währt das Jöhl von Tinian. Ich bin zerschunden und zerkratzt, wie ich nie im Leben gewesen, bin nächtlicherweile von einer der tausend Insekratten angegriffen worden, bald verzehrt von den Milliarden der Fliegen. Mein Allalbe aber hat sich vorzüglich kein Fell blaut und heil erhalten, von der heißen Sonne nur tiefer bräunen lassen.

Schwer beladen reisen wir eines Morgens zurück. Das ganze Boot ist voll von lebendigen gefesselten Säuen. Dazu haben wir einen Karolinensungen an Bord, dem ein ausbrechender Keiler den Leib aufgeschlitzt hat. Das bei der Anfahrt strahlendblaue Meer bekommt ein finstres und schwarzes Gesicht. Als wir gerade in der Mitte zwischen Tinian und Saipan sind, segt eine schwere Sturmböe nach der anderen gewalttätig heran. Fast senkrecht steht oft das Boot, die Ruder schlagen in die Luft. Es geht um Leben und Tod.

Der Allalbe, ätäm und schidlich, wie es seine Ansätze erfordert, wieder mit seinem labellos weißgebliebenen Leinenanzug bekleidet, ist bereits halbtot vor lauter erschütterlicher Seerkrankheit. Ihm ist es schon gleichgültig geworden, ob wir zu allem bisherigen Elend auch noch in die schäumende See geworfen werden. Ich aber, der ich noch nicht ganz so weit bin, reißte so rasch ich kann, mir die Kleider vom Leibe, um für alle Fälle es mit dem Schwimmen versuchen zu können.

Nach einem wenig schönen Reisetage speit uns am Abend das wütende Meer in das Schiff hinein, und wir sind gerettet. Ganz Saipan, vom Greise bis zum Kinde, steht am Ufer. Eine Viertelstunde später knirscht unser Boot auf dem Sand auf. Laute Glück- und Willkommenrufe begrüßen uns. Nur der Allalbe, der immer noch zu versterben vermeint, hat bereits einen zweiten Sturm zu durchsegeln, der an Wildheit dem eben durchgemachten nicht viel nachsteht, hat ihn ganz allein durchzuläutern, denn seine Freundin, sein nettes, getreues Karolinermädchen ist, das Boot hatte noch nicht festen Grund unter dem Riele, mit einem Satz herausgeblitzt, mit wilden Sprüngen im Busche verschwunden. Sennora Anna aber tobt auf den ihr wiedergegebenen Gatten schonungslos weiter ein.

Am nächsten Tage ist wieder blauer Himmel. Der Allalbe besucht mich. Er sieht noch etwas leidend und mitgenommen aus, kann aber bereits von neuem weilschmerzlich lächeln, bringt sogar noch etwas Mitgefühl für mich auf, der ich eben damit beschäftigt bin, mir die Haut in langen Streifen vom Körper zu lösen. Sie ist gänzlich verbrannt, eine Nachwirkung des gestrigen Lichtbades, das trotz verdeckter Tropen Sonne zu intensiv gewesen zu sein scheint.

„Wenn wir wieder einmal in Tinian jagen gehen“, meinte nachdenklich und flug der Allalbe, „fahren wir von dort am Abend ab und kommen im ersten Morgenrauschen nach Saipan zurück.“

Er hat das Ei des Kolumbus gefunden und nicht zufrieden vor sich hin. Denn auch der brave Allalbe scheint sich zu der Erkenntnis durchgerungen zu haben, daß da kein Sterblicher ungestraft unter Palmen jagen dürfe! —

Die Wette.

Von K. Murre.

Sie waren mit dem Abendszug gekommen und im Gasthof „Zur Post“ abgestiegen. Beide trugen kurzgeschnittene, alattgelämmte Haare, lange Stikolen, große Hornbrillen, und rauchten Zigaretten. Sie hatten etwas Unleserliches in das Fremdenbuch eingetribelt und waren dann gleich, nach einem einfachen Nachtmahl, die knarrende Holzstiege hinaufgestampft, in das Zimmer Nummer 3, mit den zwei hochgefüllten Paradedbetten

Der alte Gastwirt Pontkras Dimpsl schaute ihnen gedankenvoll nach, schüttelte den Kopf und fragte seine Ehefrau:

„Was san dös fir Leit? A Manderl, a Weiberl, zwaa Manderl oder zwaa Weiberl?“

Und Walpurga, seine Ehefrau, fügte grübelnd hinzu:

„Und wann's a Manderl und a Weiberl san, — wer is do 's Manderl, und wer 's Weiberl?“

Ein ausgemergelter, griesgrämiger Holzfäller, der sich den vierstiefigen Schnauzbart wischte, spuckte verächtlich aus und meinte:

„Damisch san d' Stodtfrad worn. D' Mannsleit ham loan Vort, wie die Weibsteit, und d' Weibsteit loan Schovvhoar, wie d' Mannsleit. Und runde Brüll-Glaser tragn 's allstammen. I gloab, dös san zwaa Weiberl!“

„Und i gloab, dös san zwaa Mannsleit“, sagte endlich der Gastwirt nach langem Sinnen, während Walpurga mit Überzeugung erklärte:

„Dös oane is a Manderl, und dös andre a Weiberl. Wer aber Manderl, und wer a Weiberl is, — dös was i net!“

Als man unten hörte, wie die Stiefel in den Korridor hinausgeklirrt wurden, schlich sich Walpurga neugierig hinauf, aber auch an den benagelten Bergstiefeln konnte sie kein Geschlecht feststellen; es waren zwei Paare mittlerer Größe, weder sehr männlich, noch sehr weiblich in ihren Ausmaßen.

Als sie in die Gaststube zurückkam, hatte sich der Streit über das Geschlecht der beiden Fremden immer mehr erhitzt, und schließlich wurde zwischen dem Gastwirt, dem Holzfäller und der Walpurga eine dreifache Wette auf sechs Maß Bier abgeschlossen.

Aber wie sollte das Geschlecht der Fremden ermittelt werden? Pontkras Dimpsl gab seiner Ehefrau den Rat:

„Du schau'st in der Tzua durchs Schlüsselloch eini, wann's wösch!“

Aber das ging nicht: der Schlüssel steckte im Loch.

Am anderen Morgen, als der eine der Fremden schon beim Frühstück in der Gaststube saß und sich ein Ei bestellte, nahm Walpurga sich ein Herz und fragte ihn wie beiläufig: „Sag'n Se, mei Herr, soll i fir die Frau auch an Da lochen?“

Darauf die düstere Antwort erfolgte:

„Nein, danke. Mein Mann ist keine Eier.“

Pontkras Dimpsl, der gerade in der Tür stand, warf seiner Frau einen bewundernden Blick zu.

Walpurga schmunzelte.

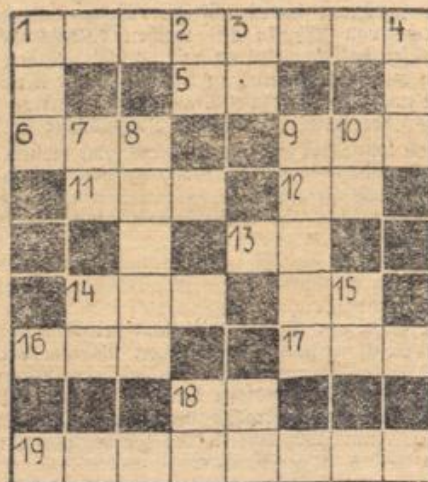
Und noch am selben Morgen trank sie ihre sechs Maß, während die beiden Fremden hinter ihren großen Hornbrillen nachdenklich zur Station stapften.

Welt u. Wissen

Glückliche Zirkusfinder. Wenn man am Tage das bunte Gewimmel eines Zirkus betrachtet, das nicht für die Augen des Publikums festlich aufgerichtet ist, dann begegnet man überall den spielenden Kindern, die im Spiel bereits lernen und zu allen möglichen Künsten angehalten werden; sie sind nicht weniger ernsthaft bei der Sache als die Großen. Ein Kinderfreund, der bei einem solchen Besuch die mühseligen Anstrengungen eines Dreijährigen beobachtete, der sich vergeblich mit der Ausführung eines „Salto“ abmühte, bot dem Vater, einem Akrobaten, an, er werde sich des Kindes annehmen; man möge es ihm zur Erziehung überlassen und es werde in glänzende Verhältnisse kommen. Da die Mutter, auch eine Akrobatin, ein Jahr vorher gestorben war, entschloß sich der Vater nach langem Zögern, das Kind fortzugeben. Das Zirkusbaby wurde in der neuen Familie wie das eigene Kind gehalten, aber nach einem Jahre mußte es wieder zum Vater gebracht werden, denn es nahm zusehends ab und zeigte keine Anzeichen, sein früheres Dasein zu vergessen. Die Sehnsucht nach dem Zirkus war in dem Kleinen so groß, daß es erst wieder glücklich und gesund wurde, als der Vater die unterbrochenen Übungen mit ihm aufnahm und er schließlich doch den schwierigen „Salto“ lernte. Dieser Vortell ist nicht vereinzelt und nicht überraschend. Wenn auch das Publikum so oft sein Mitleid mit den „armen Zirkuskindern“ äußert, die so schwere Sachen machen müssen und gewiß dazu grausam gezwungen werden, so ist doch das Zirkusbaby glücklich, glücklicher als so manches andere Kind. Im Zirkus, oft auf der Tour, geboren, ist der Zirkus seine einzige Heimat, und es lernt in dieser Welt im Kleinen spielend die Wunder des Lebens, sobald es nur die Augen ordentlich aufmachen kann. Die Naturgeschichte gewinnt durch den herrlichen Anschauungs-

unterricht der Menagerie den höchsten Reiz, und die Tierwärter wissen spannender zu erzählen als jeder Lehrer. Geschichte erzählt das Kind aus den Erzählungen alter Schausteller, die bereits viel durchgemacht haben. Der Fenster des großen Lastkraftwagens weiß mancherlei über Technik zu berichten, und das bunte Kaleidoskop der Artisten aus allen Weltgegenden und des abendlichen Publikums eröffnet Weiten des Blicks, die sonst der Jugend verschlossen bleiben. Auch mit der Bildung der Zirkusfinder ist es nicht so schlecht bestellt, wie man häufig glaubt. Wenn der Zirkus länger in einer Stadt bleibt, dann gehen sie in die Schule, und stets findet sich ein guter Freund, der ihnen Lesen, Schreiben und Rechnen beibringt, wenn es nicht die Eltern selbst tun. Für das Zirkuskind aber ist das Lesen eines Buches eine ganz andere Sensation als für das gewöhnliche Kind, denn es ist ein seltenes Erlebnis. Zirkusleute sind gutmütig und fast immer große Kindernarren. Daher dreht sich alles um die Kleinen. Der Clown gibt sich alle erdenkliche Mühe, schon die Kinder zu erheitern, nimmt sie mit in die Arena und treibt mit ihnen tausend Vollen. Die Jongleure und Akrobaten zeigen ihnen ihre Künste und lehren sie, sie nachzuahmen. Das Zirkuskind reitet auf dem besten Pony und spielt mit dem schönsten lebendigen Spielzeug, mit kleinen Löwen und anderem Getier. Vor allem aber ist es jene Stimmung der Freiheit und der Romantik, die schon das Zirkuskind in ihren Bann schlägt und es für immer festhält.

Arenaworträtsel.



Wagerecht: 1. Speisezimmerzubehör. 5. Englisch „nein“. 6. Bierart. 9. Teil des Auges. 11. Steigerungswort. 12. Siehe 10. senkrecht. 13. Lateinisch „und“. 14. Stamm-mutter. 16. Artikel. 17. Erdprodukt. 18. Französischer Artikel. 19. Deutscher. — Senkrecht: 1. Papageienart. 2. Präposition. 3. Firmenabkürzung. 4. Religiöse Wahrheitsbekräftigung. 7. Französischer Artikel. 8. Weibmännlicher Gehilfe. 9. Befehl. 10. Präposition. 14. Tierprodukt. 15. Sehr alt. 18. Wie 7. senkrecht.

Auflösung des Spiralen-Kreuzworträtsels in Nr. 17: Wagerecht: 1. Er. 3. Ich. 4. Band. 6. Rübe. 7. Sameln. 9. Elegant. 10. Chamisso. — Senkrecht: 1. Ei. 2. Reh. 4. Brei. 5. Düne. 7. Hammer. 8. Norbert. 10. Chaussee. 11. Operette.

Scherz und Spott

Zielversprechend. Der Vater betrachtet voll Stolz seinen Sprößling, der erst vor kurzem das Licht der Welt erblickt hat. „Der Bürsche wird einmal ein großer Staatsmann werden“, meint er nachdenklich. — „Aber woher weißt du denn das?“ fragt Mama erstaunt. — „Sicherlich!“ erwidert der Erzeuger. „Sieh nur, wie leicht er sich aus allem herauswickelt.“

Doppelhannä. Die Dame hatte den Arzt mitten in der Nacht telephonisch kommen lassen und begrüßte ihn mit den liebenswürdigen Worten: „Das muß ich Ihnen aber sehr hoch anrechnen, lieber Herr Doktor!“ Worauf er mit den Worten abwehrt: „Ich Ihnen auch, anadine Frau.“